

ISABELLE
VON FALLOIS
DER BRIEF
DER
MAGDALENA



alyna

ISABELLE
VON FALLOIS
DER BRIEF
DER
MAGDALENA



alyna

Jegliche scheinbare Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig. Die Charaktere des Buches sind ausschließlich der Fantasie der Autorin entsprungen ...

ALYNA ist ein Imprint der Europa Verlag GmbH & Co. KG,
herausgegeben von Michael Görden

© 2017 Isabelle von Fallois
E-Book-Ausgabe 2018

Für die Originalausgabe:

© 2017 ALYNA Verlag in der Europa Verlag GmbH & Co. KG,
Berlin · München · Zürich · Wien

Umschlaggestaltung: Weiss Werkstatt, München

E-Book-Erstellung: Hardy Kettlitz

ISBN 978-3-95890-139-1 (Buchausgabe)

ISBN 978-3-95890-240-4 (E-Book)

Alle Rechte vorbehalten

Das E-Book einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

*Für Gero,
meinen geliebten Vater,
der mich gelehrt hat,
die Wahrheit zwischen den Zeilen zu entdecken.*

PROLOG

SALZBURG

19. JULI 2013

Noch Sekunden nach Verklingen des Schlussakkords herrschte Stille im Saal des Großen Festspielhauses. Die betörende Musik von Wagners »Tristan und Isolde« hatte die Zuhörer in ihren Bann geschlagen.

Als Maestro Jean Chevalier, der berühmteste Wagner-Dirigent seiner Zeit, die Hände wie zum Gebet an die Stirn legte und sich vor den Sängern und dem Orchester verneigte, wagte sich noch immer niemand zu rühren.

Erst als der Dirigent sich anschickte, seinen Platz im Orchestergraben zu verlassen, ertönten Bravorufe über die Beifallsalven des Premierenpublikums hinweg, das der Eröffnung der Salzburger Festspiele beigewohnt hatte.

Kaum abgegangen, lief Jean Chevalier hinter den Kulissen durch den engen Gang, um rechtzeitig für den Applaus auf die Bühne zu gelangen. Ein seltsames Gefühl hatte von ihm Besitz ergriffen. Ob es daran lag, dass seine Tochter Marie endlich einmal wieder in einer Opernaufführung zugegen gewesen war? Er wusste es sich nicht zu erklären. Jedoch fehlte ihm die Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn Tristan und Isolde waren schon an der Reihe. Er selbst würde der Nächste sein. Doch zunächst brandete der Beifall frenetisch auf. Maestro Chevalier beobachtete voller Freude von der Seite aus, wie sein Tristan, alias Christian Dannenberg, und seine Isolde, im richtigen Leben Greta Nordeng, gefeiert wurden.

Und dann erhob sich, als er selbst ins Licht der Scheinwerfer trat, das gesamte Publikum und jubelte, wie Jean Chevalier es noch nie erlebt hatte. Seine Augen suchten die seiner Tochter, die in der ersten Reihe saß, und da war es um seine Contenance geschehen. Still liefen ihm Tränen über das Gesicht.

Tief bewegt trat er von der Bühne ab, um sich wie immer nach einer Aufführung in seine Garderobe zurückzuziehen und ein Gebet zu sprechen. In seinem Herzen wusste er, dass er sich kurz fassen musste. Gott würde das verstehen. Denn es gab wichtige Dinge mit seiner Tochter zu besprechen. Die Angelegenheit duldeten keinen Aufschub.

Beschwingt lief er die Stufen empor, die ihn in sein Dirigenzimmer führten. Aufrecht setzte er sich auf den Stuhl vor dem erleuchteten Spiegel, schloss die Augen und begann zu beten.

Da öffnete sich die Tür fast unhörbar leise, aber für das feine Ohr des Maestro laut wie nur ein Sakrileg: Wer wagte es, ihn zu stören? Nicht einmal Marie hätte sich das erlaubt, und es war all-seits bekannt, warum er sich nach einer Aufführung zurückzog. Er musste sich geirrt haben.

Doch da war das Geräusch wieder wie von fremdem Atmen. Unwillkürlich öffnete Maestro Chevalier die Augen und erblickte unweit der Tür einen Mann, den er nie zuvor gesehen hatte. Das Schild an seiner Brust wies ihn eindeutig als Angestellten der Salzburger Festspiele aus. Seltsam war nur, dass der Mann Handschuhe anhatte.

»Wissen Sie nicht, dass ich nach einer Aufführung fünf Minuten lang nicht gestört werden möchte?«, fragte Jean Chevalier mit leiser und doch tragender Stimme.

»Entschuldigen Sie bitte, verehrter Maestro«, antwortete der Fremde mit falscher Ehrfurcht und deutete eine Verbeugung an.

»Ich habe hier etwas, das dringend in die Hände Ihrer Tochter gelangen muss.«

»Also gut«, erwiderte der Maestro etwas versöhnlicher,

»dann geben Sie schon her.«

Im gleichen Moment zog der Fremde eine Waffe aus dem Hosenbund, zielte auf Chevaliers Herz und drückte ab. Ohne einen Laut brach der Maestro tot zusammen.

Der Angreifer schob die mit einem Schalldämpfer versehene Pistole unter das Sakko und eilte aus dem Zimmer.

Marie Chevalier hoffte, dass ihr Vater sein Gebet beendet hatte. Sie hatte sich auf dem Weg zu ihm ein wenig Zeit gelassen. Doch als sie um die Ecke bog, den Blick suchend auf die Schilder der Türen gerichtet, beobachtete sie erstaunt einen Mann, der aus dem Dirigentenzimmer kam und zügigen Schritts davonging. Wer das wohl war, der so vertraut mit ihrem Vater sein musste, dass er ihn direkt nach der Vorstellung aufgesucht hatte?

Neugierig geworden, drückte sie die Klinke herunter und stieß die Tür auf. Vor ihr saß ihr Vater blutüberströmt auf dem Stuhl vor dem Spiegel. Ihr entrang sich ein Schrei, der laut durch die Gänge hallte. Marie riss sich zusammen und stürzte auf ihn zu, von der Hoffnung beherrscht, sein Leben noch retten zu können. Was sollte sie nur tun? Eilende Schritte im Gang zeigten ihr, dass Hilfe nahte. Eine Stimme in ihrem Hinterkopf aber hatte längst entschieden: Hier kam jede Hilfe zu spät. Bitterlich weinend sank Marie neben ihrem Vater zu Boden.

MARIE

PARIS, 27. AUF DEN 28. AUGUST 2013

Ein sommerlicher Gewitterregen prasselte auf das Dach von Maries Wohnung im obersten Stockwerk, und sie hoffte, dass die alten Fenster des leicht heruntergekommenen Hauses dicht hielten. Als sie am Montmartre dieses gemütliche Appartement entdeckt und gemietet hatte, waren ihr solche Überlegungen vollkommen fremd gewesen. An Schlaf war vorerst nicht zu denken. Marie war indes nicht nur traurig. Seit ihrer Kindheit quälten sie Alpträume, die seit der Ermordung ihres Vaters wenige Wochen zuvor schlimmer geworden waren.

Eingehüllt in den viel zu großen blauen Samtbademantel ihres Vaters, beschloss Marie, sich einen japanischen Tee zu kochen, ihre Lieblingsmethode, um dem Grauen der Träume zu entkommen. Sie hätte niemandem eingestanden, dass sie kaum noch wusste, wer sie war. Was war nur aus ihr geworden? Wohin war die erfolgreiche junge Kunstprofessorin verschwunden, die noch vor zwei Monaten einen internationalen Preis erhalten hatte? Konnten sie und diese selbstbewusste Frau ein und dieselbe Person sein?

Marie wagte es nicht einmal, sich ihrer besten Freundin Véronique anzuvertrauen. Während der Kessel beruhigend summete, setzte sie sich auf die Bank am Küchentisch, zog die Knie an die Brust, barg den Kopf in den Armen und ließ den Tränen freien Lauf. Erst als das Pfeifen des Teekessels sie wieder in die Realität zurückbrachte, gab Marie sich einen Ruck und brachte ihn zum Schweigen. Wenn doch

nur die Stimmen in ihrem Kopf genauso leicht zum Verstummen gebracht werden könnten. Gedankenverloren starrte sie auf das Foto ihres Vaters, das ihr auf dem Küchentisch Gesellschaft leistete. Damals in seinen besten Jahren war sein volles dunkles Haar nur von wenigen silbernen Fäden durchzogen gewesen, und seine stahlblauen Augen schienen sie gleichzeitig liebevoll und wissend anzusehen. Ihr Vater war ihr so nah und doch so ein Rätsel gewesen. Warum nur hatte er, der immer auf alles eine Antwort wusste, sich nur geweigert, sie zu unterrichten. Warum war ihr der Zugang zu den höheren Mächten verwehrt geblieben? War es wirklich so schlimm, dass sie auf Wissenschaft und Forschung vertraut hatte statt auf seine spirituellen Halbwahrheiten?

Wie oft sie sich seinetwegen geschämt hatte! Aber wie hätte sie verstehen sollen, dass ein derart erfolgreicher Musiker und weltberühmter Dirigent zuweilen solchen Nonsens von sich gab. Dabei wirkte ihr Vater stets so gleichmütig, auf sie hatte das fast provozierend gewirkt, eine solche Selbstbeherrschung, nein, darüber würde sie niemals verfügen. Jetzt, da sie ihn nie wieder sprechen konnte, bedauerte sie, dass sie ihm in den letzten Jahren ausgewichen war. Zu unterschiedlich waren ihre Denkweisen. Und zu spät war ihr bewusst geworden, mit welcher Liebe er sie in Gedanken stets begleitet hatte, egal, wohin ihn seine Reisen geführt hatten.

Damals hätte sie nie gedacht, dass er ihr so fehlen könnte. Erst nach seinem Tod war ihr bewusst geworden, dass sie mit ihrem Schmerz, der sie wie ein Dolch durchbohrte, unweigerlich allein war. Sie würde ihn nie mehr wiedersehen, nie wieder mit ihm sprechen können.

Als Marie sich an den Tee erinnerte, war er längst kalt und bitter geworden, und sie beschloss, dass es Zeit war, schlafen zu gehen. Einmal nicht zu träumen, das war ihr größter Wunsch. Sie kuschelte sich unter die Bettdecke, rollte sich zusammen wie ein Embryo und sandte ein

Stoßgebet zum Himmel, mit der Bitte um eine ruhige, erholsame Nacht.

Für sie waren nur Sekunden vergangen, als sie sich ängstlich umblickte und erstaunt die Fassade einer großen Kathedrale vor sich aufragen sah. Es war finstere Nacht, und doch hatte Marie das untrügliche Gefühl, von unzähligen in der Dunkelheit verborgenen Gestalten beobachtet zu werden. Ein kalter Schauer ließ sie zittern wie Espenlaub.

Da erhellte ein Blitz die Nacht, zeichnete ein Kreuz an den Himmel. Das konnte kein Zufall sein. Ein Zeichen war es, ein Zeichen nur für sie, Marie war das sofort klar, es musste so sein, ein Gewitter hatte sich nicht angekündigt. Doch sie war noch immer in Gefahr. Das wusste sie instinktiv. Sie musste ein Versteck finden, und fast unerträglich langsam schlängelte sie sich im Schatten der Mauern vorsichtig zu einer Seitenpforte. Sie würde nicht verschlossen sein, das wusste sie. Ein Stoßgebet, hoffentlich würde das Knarren der Tür sie nicht verraten. In der Ferne bellte ein Hund, und Marie zog mit einem Ruck die Pforte auf. Das Quietschen drang nur ihr ins Mark, das Hundegebell übertönte es für alle lauschenden Ohren. Flink schlüpfte sie durch den schmalen Spalt in das kühle Innere der Kirche, es musste hier sein. Was auch immer sie suchte. Mit einer Verzweiflung, die sie sich ebenso wenig erklären konnte wie diese Gewissheit, dass es so war, suchte sie etwas. Marie duckte sich zwischen die Bankreihen, kniete vor einer wunderschönen Statue der Madonna mit dem Kind nieder. Ein Auftrag. Diese Suche war ein Auftrag, den sie erfüllen musste. Wer aber hatte ihn erteilt? Was war diese rätselhafte Aufgabe? Was suchte sie? War sie einfach zu blind? Und warum war sie so schrecklich sicher, dass sie in Gefahr war?

Marie vergrub das Gesicht in den Händen und wiegte sich sanft, bis ein Geräusch sie aufschrecken ließ. Mit vor Schreck geweiteten Augen starrte sie in die Dunkelheit,

ihre Ohren verrieten ihr, dass sich jemand auf sie zubewegte. Nicht nur ein paar Schritte, es waren mehrere. Bevor Marie reagieren konnte, war sie umzingelt von dunkel gekleideten Gestalten, deren Gesichter von schwarzem Tuch verhüllt waren, und eine schneidende Stimme fragte: »Was suchst du hier, Unwürdige? Oder hast du bereits entwendet, was eigentlich uns gehört?« Unsichtbare Hände hielten sie von hinten gefasst. Marie bekam keinen Ton heraus.

Die Stimme wurde drohender: »Sprich oder wir werden dich das Fürchten lehren!«

Doch Marie war wie gelähmt. Die Hände griffen fester, sie wurde an den Armen durch die Kathedrale geschleift, ein Mann warf sie sich grob über die Schulter. Und dann ging es weiter durch unterirdische Gänge. Wie ein nasser Sack wurde sie auf den nackten Erdboden geworfen. Ein heiserer Aufschrei, dann biss sie die Kiefer fest aufeinander, erfüllt von Angst und Mutlosigkeit. Doch das Grauen nahm kein Ende, sie wurde gepackt und auf einen eiskalten Tisch geschnallt. Dann riss man ihr die Hose vom Leib.

Einer der Männer zerschnitt mit einem kalten Dolch das Spitzenhöschen, sodass der verletzlichste Teil ihres Körpers für alle sichtbar wurde.

Ein Schluchzen stieg in ihr auf und drohte Marie zu ersticken, als ein leises Flüstern zu ihr durchdrang: »Wenn du uns nicht sagst, was wir wissen wollen, du kleine Hure, werden wir deinen Körper zerstören, dass du deines Lebens nie mehr froh wirst! Hast du mich verstanden?«

Da löste sich ein gellender Angstschrei aus Maries Kehle und riss sie aus dem Schwarz der Katakomben. Panisch setzte sie sich in ihrem Bett auf und versuchte verstört herauszufinden, wo sie sich befand.

Der vertraute Klang von Glocken verriet es ihr: Das Geläut der nahe gelegenen Basilika von Sacré-Cœur verkündete die Mitternacht - und Marie erkannte ihre

kleine Dachwohnung und neben sich das vertraute Blau des Bademantels ihres Vaters.

Ihr Atem beruhigte sich. Auch wenn sie seit dem Tod ihres Vaters unterschiedliche Versionen des immer gleichen Themas heimgesucht hatten, war doch keiner der Träume so fürchterlich realitätsnah gewesen wie der gerade eben. Marie spürte sie noch, die Scham darüber, dass so viele Männer ihren intimsten Körperteil gesehen hatten. Wie nur sollte sie das verstehen? Schlummerten in ihrem Unterbewusstsein verquere Sehnsüchte? War das der Grund, warum sie es nie länger mit Männern ausgehalten hatte?

Marie war erschüttert. Kein Wunder, dachte sie, dass sie es nicht wagte, ihrer besten Freundin Véronique von den nächtlichen Heimsuchungen zu erzählen. Zumal ihr der Schrecken, auf eine derartig perfide Art und Weise gefoltert zu werden, so lebhaft vor Augen stand, dass sie sich nicht vorstellen konnte, ihn durch Worte neu zu beleben.

Atmen, sie brauchte Luft. Als Marie sich endlich wieder bewegen konnte, trat sie ans Fenster und streckte ihr Gesicht in die Nachtluft hinaus. Wie gut das tat. Und doch fühlte sie sich einsam unter dem Bogen des Himmels.

Mit weit geöffneten Augen blickte Marie zum Nachthimmel empor, als eine Sternschnuppe mit lichtem Blitz ihre Bahn über sie hinweg zog. Das war bestimmt ein Zeichen, es musste einfach ein Hinweis sein. Und im selben Moment überkam sie eine Erkenntnis. Das war vielleicht der Grund: Ihr Unterbewusstsein wollte, dass sie das Rätsel löste, das sie seit dem Tod ihres Vaters quälte – das Geheimnis des goldenen Schlüssels! Des Schlüssels, den sie beim Durchsehen der Unterlagen im Safe seines Hauses gefunden hatte. Eingehüllt in seidiges Papier hatte er dagelegen, und auf dem Papier standen diese Worte zu lesen:

*Geliebte Tochter,
mit diesem Schlüssel hinterlasse ich Dir ein unendlich
kostbares, dabei ebenso gefährliches Vermächtnis.
Sobald bekannt wird, dass Du die neue Hüterin dieses
himmlischen Schatzes bist, wirst Du Deines Lebens nicht
mehr sicher sein.
Es tut mir von Herzen leid, dass mir keine Zeit mehr
bleibt, Dich darüber aufzuklären, welche Bewandtnis es
mit diesem Schlüssel hat. Auch kann ich Dich leider nicht
beschützen, aber was mir an Kraft bleibt, wird in Dir
weiterleben.
Pass bitte gut auf Dich auf, mein geliebtes Kind! Glaub
mir, vergessen ist, was zwischen uns stand. Vergiss bitte
nie:
Der Schlüssel muss unbedingt geschützt werden.
Und vertrau mir ein letztes Mal.
Je t'embrasse fort,
Dein Vater*

Nachdenklich betrachtete Marie die Sterne am Himmel. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass sie ausnahmsweise einmal um Unterstützung bitten sollte. Ob ihr Vater das Gebet hören würde? Oder eine andere Macht? So recht daran glauben, nein, das konnte sie auch jetzt nicht. Aber eins war klar: Die offizielle Version der Polizei erklärte keineswegs den Tod ihres Vaters.

Es hieß, ein Psychopath habe Jean Chevalier umgebracht, der Grund sei eine krankhafte Obsession mit Richard Wagner. Marie wusste natürlich, dass von »Tristan und Isolde« oder vielmehr der »Handlung in drei Aufzügen«, wie Wagner selbst dieses große Werk bezeichnet hatte, eine sehr spezielle Wirkung ausging. Es hieß, dass manche Seelen durch diese einzigartige Musik erhöht würden, während andere in einen gefährlichen Wahn gerieten. Das hatte Marie immer mit einem Achselzucken abgetan, wie sie überhaupt alles Übersinnliche von sich gewiesen hatte.

Und gewiss hatte es nichts mit dem Mord an ihrem Vater zu tun, dahinter musste etwas ganz anderes stecken. Sie erinnerte sich noch gut an diesen Unbekannten, der das Dirigenzimmer verlassen hatte. Und sie war felsenfest davon überzeugt, dass er sich nicht wie ein psychisch kranker Mensch bewegt hatte, sondern mit der abgeklärten Kühle eines gedungenen Mörders. Das konnte sie natürlich niemandem eingestehen. Wie verrückt das geklungen hätte. Nein, das musste sie für sich behalten.

Aber sie sehnte sich nach Verständnis und nach Hilfe.

Ein Schauer überlief sie, als sie im Angesicht der Sterne an den Albtraum denken musste. Mutig richtete sie den Blick gen Himmel und rief mit zaghafter Stimme: »Ihr lichten Wesen da draußen, wer auch immer ihr seid, bitte helft mir, die Albträume zu überwinden und das Geheimnis des goldenen Schlüssels zu ergründen. Schickt mir bitte auch weiterhin Zeichen, ich will mit aufmerksamem Blick durch die Welt gehen. Bitte helft und zeigt mir den Weg, den ich gehen muss. Und bitte beschützt mich vor dem Bösen, das in der Dunkelheit meiner Träume lauert und vor dem mich mein Vater warnt!«

Kaum hatte sie die Worte in die Nacht hinaus gesprochen, fühlte Marie sich eingehüllt in einen Kokon aus Liebe und Geborgenheit. Verwundert und seltsam beruhigt, wandte sich Marie vom Fenster ab und legte sich, ohne zu zögern, schlafen, denn sie war für den Moment im Reinen mit sich und der Welt.

JULIEN

PARIS, 28. AUGUST 2013

Es war früher Morgen, als Julien aus einem intensiven Traum erwachte. Fast atemlos horchte er in sich hinein und sah sie wieder vor sich, die von Licht umgebene Gestalt einer ungemein reizvollen Frau. Instinktiv wusste er, es war nicht seine Mutter. Dankbar dachte er an sie, denn sie hatte ihn gelehrt, Träume wichtig zu nehmen. Und sich nicht von Gefühlen wie diesem Begehren, das ihn erfüllte, bei der Deutung ablenken zu lassen. Julien war seiner Mutter sehr dankbar dafür, dass sie ihn seit der Kindheit auf seine wahre Mission vorbereitet und seine Gesangsausbildung darüber nicht vernachlässigt hatte. Oft fragte er sich, ob sie damals geahnt hatte, dass sie ihn nicht mehr lange würde durchs Leben begleiten können.

Wer sie wohl war, die Frau in seinem Traum? Dass es einen realen Bezug gab, eine Frau in der Wirklichkeit, daran zweifelte er nicht eine Sekunde. Allerdings - damit konnte doch nicht - Juliens Blick fiel auf den jungen, nackten Frauenkörper im Bett neben sich. Nein, gewiss nicht. Die Gefährtin neben ihm, mit der er seine Lust geteilt hatte, nein, sie war niemand von Bedeutung. Das spürte er instinktiv. Traum hin oder her: Sie war sehr real, und er war durchaus gewillt, sich erneut von seiner Lust in andere Gefilde tragen zu lassen. Er beugte sich über die schlafende Schöne und begann, ihre festen Brüste sanft mit seinen Lippen zu liebkosen. Giulia reagierte sofort, er bemerkte, dass sie erwachte und sich nur zu gerne der Erregung hingab, in die er sie versetzte. Aus schlaftrunkenen Augen betrachtete sie ihn mit einer

Andacht, als sei er eine griechische Statue. Julien aber spürte gewiss, dass er nicht aus Marmor war – und die Art, wie Giulia auf ihn einging, verriet ihm, dass sie begierig war, sich ihm erneut hinzugeben.

Nachdem ein Höhepunkt den anderen gejagt hatte, fielen die beiden erschöpft zurück in die Kissen des riesigen Betts, und Giulia hauchte Julien ins Ohr: »Ti amo caro«, was Julien völlig unvorbereitet traf. Er hörte selbst, dass es aufgesetzt klang, als er erwiderte: »Ich mag dich auch sehr, Giulia.« Sein Blick fiel auf die Uhr, und er fügte hinzu: »Halb sieben. Ich muss jetzt aufstehen«, bevor er sich schwungvoll erhob.

»Was? Jetzt schon?«, rief Giulia entsetzt und versuchte, ihn zurück ins Bett zu ziehen.

Doch Julien hatte sich abgewandt, sodass es Giulia auch nichts half, sich erneut lustvoll im Bett zu rekeln, was normalerweise die gewünschte Wirkung bei Männern erzielte.

Julien schnappte sich noch schnell ein T-Shirt und seine Boxershorts, bevor er das Schlafzimmer verließ.

Im Musikzimmer grüßte ihn Sonnenlicht, und er war froh, dass der Raum, der ihm nicht nur zum Singen und für die Musik diente, sondern auch den allmorgendlichen Yogaübungen, nach Osten hinausging.

Er rollte die blaue Yogamatte neben dem glänzenden Steinway-Flügel auf dem Parkettboden aus, band das schulterlange schwarze Haar zurück und faltete die schlanken Finger vor der Brust zum Namaste-Gruß.

Er intonierte den heiligen Laut »OM« und kam innerlich zur Ruhe.

Als Julien spürte, wie sich sein Atem beruhigte und die gerade noch empfundene Lust abebbte, widmete er sich voller Konzentration dem anspruchsvollen Sonnengruß, wie er ihn gern praktizierte. Auch wenn sein linkes Knie ihn Tag für Tag mit schmerzhaften Stichen an einen Bühnenunfall vor einigen Jahren erinnerte, ließ er sich

davon nicht abhalten, seine spezifische Variante zu üben. Er wusste, dass sein Körper davon profitierte, er fit und schlank blieb. Und er genoss es sehr, sich dieser Disziplin zu unterziehen, auch die schönste und verführerischste Frau hätte ihn nicht von seinem täglichen Morgentraining abhalten können und von dem Gefühl, eins zu sein mit dem Universum.

Er musste sich zwingen, mit dem Yoga aufzuhören, aber er wollte Giulia nicht unnötig reizen. Julien wusste, sie mochte es nicht, von ihm vernachlässigt allein im Bett zu liegen.

Er sprang noch schnell unter die Dusche, genoss den heißen Wasserstrahl auf seinem Körper, und wusch den letzten Rest von allem ab, was ihn belastet hatte.

Erfüllt von Gelassenheit, trocknete er sich ab und schlüpfte in sein Lieblingshemd, dazu die eng anliegende Jeans, die seine durchtrainierte Figur so gut betonte, und widmete sich dann seinem glänzend schwarzen Haar. Schmunzelnd registrierte er die silberne Strähne in Scheitelnähe. Ein wenig Eitelkeit, das wusste er, stand ihm bei seinem Gesangstalent zu - und verschaffte ihm Erfolg bei den Frauen.

Vorsichtig streckte er den Kopf durch die Schlafzimmertür, Giulia schlief wieder tief, und so beschloss er, ein Frühstück zu zaubern und es ihr ans Bett zu bringen. Summend schnitt er Obst in mundgerechte Stücke und legte sie in Form eines Mandalas auf zwei Teller aus zartem Porzellan. Dann goss er vorsichtig Sencha auf und freute sich schon auf den Genuss seines Lieblings-Grüntees. Kritisch betrachtete er schließlich die Obstteller und die beiden hauchdünnen Tassen auf dem edlen Lacktablett und nickte bedächtig.

Als Giulia die Augen aufschlug, wollte sie ihm im ersten Moment die kalte Schulter zeigen. Doch angesichts des liebevoll arrangierten Frühstücks setzte sie sich mit leuchtenden Augen im Bett auf. Mit raschem Griff hüllte sie

sich in das durchscheinende Negligé, das sie am Abend offenbar achtlos auf den Boden geworfen hatte, und widmete sich den Köstlichkeiten. Als Julien ihr ein Stück Mango in den Mund schob, verwandelte sich ihr Lächeln in ein Strahlen. Sie kannte nur zu gut seinen Ruf als Tenor, doch dass er auch solche Qualitäten hatte! Ein guter Fang, das war Julien de la Tour, so viel war ihr bereits während der Proben in Salzburg klargeworden, aber dass der gefragteste Tenor der Welt sich zudem als ein solcher Liebhaber entpuppen würde, das hatte sie nicht geahnt. Er war mehr als ein positiver Einfluss auf ihre noch junge Karriere als Opernsängerin. Und sie beschloss, dass sie keine seiner berühmt-berüchtigten Affären sein, sondern ihn für längere Zeit an sich binden wollte.

MARIE

PARIS, 28. AUGUST 2013

Marie sprang mir einem Satz aus dem Bett. Der kurze, aber traumlose Schlaf hatte sie erfrischt. Zudem waren Semesterferien, nichts hinderte sie daran, es sich gut gehen zu lassen. Zugegeben, ein Blick in den Badezimmerspiegel wies sie darauf hin, dass die Albträume ihre Spuren hinterlassen hatten. So dunkle Augenringe hatte sie noch nie zuvor gehabt. Allmählich sah man ihr den wochenlangen Schlafentzug an. Ein guter Schluck Tee würde ihr bestimmt helfen, beschloss sie, zumindest würde sie sich besser fühlen.

Doch das Foto ihres Vaters auf dem Küchentisch rief den Schmerz in ihrem Herzen wieder wach. Tränen stahlen sich ihr in die Augen. Wenn sie nur das Rätsel des Schlüssels lösen könnte. Jean Chevalier war nicht mehr da, um ihr die Antwort zu geben.

Ehe sie wusste, wie ihr geschah, hatte sich ihr Blick in den blauen Augen auf dem Foto verloren, und sie hörte sich laut sagen: »Salut Papa, ich vermute, dass du mich hören kannst, auch wenn ich nicht wirklich an Überirdisches glaube. Bitte vergib mir, dass ich deine Unterstützung so oft nicht zu schätzen wusste und dich so selten angerufen habe. Aber wenn du mich jetzt hörst, weißt du ja, wie sehr ich das bedaure!

Falls es die sogenannte andere Seite hinter dem Schleier tatsächlich gibt, von der du immer gesprochen hast: Hilf mir bitte und gib mir Antwort. Ich will auch Ausschau halten nach Symbolen, das verspreche ich. Nach Mutters Tod hast du zu mir von solchen Zeichen gesprochen. Wie

eindeutig sie für dich waren, und auch mir waren sie damals ein leiser Trost. Sprich zu mir! Bitte! Ich flehe dich an!«

Marie atmete durch, ein Gefühl der Zufriedenheit in ihrem Inneren. Da vernahm sie ein leises Rauschen und blickte zum Küchenfenster. Auf dem Fensterbrett hatte sich eine schneeweiße Taube niedergelassen, in ihrem Schnabel eine zartrosafarbene Rosenknospe. Marie wurde es ganz warm ums Herz, denn sie spürte, der Vogel war das von ihr ersehnte Zeichen.

Aber was wäre, wenn die Taube nicht nur zum Trost gekommen war? Wollte ihr Vater ihr zugleich eine Art Symbol schicken, das ihr helfen würde, das Rätsel des Schlüssels zu lösen? Marie starrte das Tier an, und auf einmal wusste sie, dass es so war: Ihr Vater hatte ihr einen Hinweis gesandt.

Noch immer in den Anblick des strahlend weißen Tieres vertieft, begann Maries Gehirn auf Hochtouren zu arbeiten. Hatte ihr Vater nicht einmal davon gesprochen, dass die weiße Taube nicht nur ein Symbol des Heiligen Geistes war, sondern in Verbindung mit einer rosafarbenen Rose ein Zeichen für die göttlich-reine Liebesverbindung zwischen Jesus Christus und der anderen Maria, »seiner« Maria Magdalena?

War ihr Vater tatsächlich tief in das sogenannte Mysterium um die Blutlinie, die angeblich von Jesus Christus und Maria Magdalena ausging, eingeweiht gewesen? Hatte sie ihm Unrecht getan, als sie ihn belächelte, weil er die Überzeugung vertreten hatte, dass Jesus Christus, der Sohn Gottes, ein Meister der Liebe auf allen Ebenen gewesen sei? Oder hatte er ihr seine Verstrickung in diese Dinge verschwiegen, weil dieses Wissen mit großer Gefahr verbunden war? Sie hätte endlos weitergrübeln und doch nicht erfahren können, was ihn wirklich bewegt hatte.

Als das Telefon läutete, war Marie fast dankbar, dass sie

sich einem anderen Thema und damit der Realität zuwenden konnte. Gleich beim ersten Läuten war die Taube aufgefliegen, und jetzt war nichts mehr auf dem Fensterbrett, was ihr bestätigt hätte, dass sie das alles nicht nur geträumt hatte. Und wenn, eine Friedenstaube war ihr so oder so ein willkommeneres Zeichen als der dunkle, beklemmende Albtraum der Nacht.

Marie war erleichtert, als sie am anderen Ende die vertraute, lachende Stimme ihrer besten Freundin vernahm: »Salut, ich bin's, Véronique! Wie geht es dir, ma chère?«

Ihr Herz klopfte noch bis zum Hals, so sehr hatte das Telefon sie aus ihren Gedanken gerissen. Sie druckste etwas herum: »Ich bin ... Also ich bin etwas verwirrt.«

»Verwirrt? Weshalb?«

»Tja, ehrlich gesagt weiß ich nicht einmal, ob ich mit dir darüber sprechen darf, und vermutlich schon gar nicht am Telefon.«

»Was meinst du damit? Bist du in Gefahr? Soll ich zu dir kommen?«

»Wenn ich das wüsste. Aber ich würde dich wirklich gerne sehen. Wenn ich nur wüsste, was ...« Ihr fehlten die Worte.

»Hast du die Engel schon um Hilfe gebeten?«, fragte Véronique vorsichtig, denn sie kannte ihre Freundin nur allzu gut.

»Ach, Véronique, du weißt doch, dass ich an so etwas nicht glaube!«

Véronique lächelte. »Ja, das ist mir durchaus bewusst. Doch manchmal ist es einen Versuch wert. Wenn man auf andere Weise nicht weiterkommt ...« Véronique ließ nicht locker.

»Hm, vielleicht hast du ja recht«, überlegte Marie. »Weißt du, vorhin erst habe ich meinen Vater um ein Zeichen gebeten. Und wenig später war da tatsächlich etwas. Vielleicht sollte ich es auch mal mit den Engeln

versuchen.«

»Und du wirst sehen, es funktioniert«, lachte Véronique ins Telefon. Es war ihr anzuheören, wie sie sich darüber freute, dass sich ihre Freundin endlich dazu durchgerungen hatte, ihrem Rat zu folgen und das zu versuchen, was ihr in ihrem eigenen Leben schon so sehr geholfen hatte.

»Chérie, ich brauche noch etwas Zeit für mich, aber ich melde mich später bei dir, okay?«

»Alles klar, Marie! Bis nachher! Ich freue mich.«

»Ich mich auch! Je t'embrasse.«

»Ich dich auch! A bientôt!«

Kaum hatte sie aufgelegt, horchte Marie in sich hinein. Ein Gebet. Die Engel um Hilfe bitten. Marie wusste auf einmal, wo sie das tun wollte. Sie würde zur Basilika von Sacré-Cœur gehen. Seit ihrer Kindheit hatte sie sich seltsam zu Hause gefühlt in dieser Kirche, obwohl sie nicht wirklich an Gott, Jesus Christus und dergleichen glaubte.

Schnell schlüpfte sie in ihr Lieblings-Sommerkleid und in ein Paar ihrer geliebten High Heels, bändigte die langen kastanienbraunen Locken. Dann warf sie sich einen Paschmina-Schal über, in Sacré-Cœur konnte es kühl sein, und für den Weg dorthin schnappte sie sich ihre Sonnenbrille samt Handy. Pfeifend lief sie die schiefen Stiegen hinunter und wäre fast gegen eine dunkle Limousine gelaufen, die wenige Meter vor ihrem Hauseingang geparkt war. Im letzten Moment konnte sie ausweichen und registrierte verwundert, dass wohl Touristen bis in diesen Winkel der Gassen von Montmartre vorgedrungen waren, so lebhaft, wie der Fotoapparat im Innern blitzte. Verrückte Touristen. Amüsiert stellte sie fest, dass Außenstehende sie wohl ebenso für verrückt erklärt hätten, als sie die ersten Stufen der langen Treppe hinauf zur Sacré-Cœur nahm - auf ihren High Heels.

JULIEN

PARIS, 28. AUGUST 2013

Julien spürte dem Geschmack der Mango nach, während sein Blick auf Giulia ruhte. Sie war nicht nur attraktiv, sie war schön, erfolgreich, nur ein wenig exaltiert - und insgesamt eine gute Partie. Doch er wurde das schale Gefühl nicht los, dass sie noch nicht die Frau war, die er aus ganzem Herzen lieben konnte. Die alte Beklemmung, seine Angst vor Nähe und vor allem vor einer festen Beziehung, lebte in ihm auf. Er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Bisher hatte er nur eine einzige Frau getroffen, die nicht diese Art von Gefühl in ihm auslöste. Sie hieß Véronique und war eine Kollegin von der Opéra Bastille, der Oper von Paris. Véronique war keine Sängerin, sondern eine Primaballerina, die er zufällig bei den verschiedensten Veranstaltungen getroffen und dadurch näher kennengelernt hatte. Sie war eine der wenigen Frauen, die ihm nie irgendwelche Avancen gemacht hatte. Eine durch und durch besondere Frau. Einerseits erinnerte sie ihn mit ihrer sanften Art an einen Engel, andererseits hatte sie jedoch eine so kraftvolle Ausstrahlung, dass sie mit dem durchtrainierten Körper wie eine ätherische Göttin in Menschengestalt wirkte. Ungemein reizvoll - und dennoch hatte sich Julien seltsamerweise nie in sie verliebt. Er wusste selbst, wie ungewöhnlich das war. Mit ihr zu sprechen wäre eine Erleichterung. Julien, der gelernt hatte, auf sein Bauchgefühl zu hören, zögerte nicht, sondern griff nach seinem Smartphone, während er Giulia erklärte, dass eine alte Freundin seinen Anruf erwarte; wohl wissend, dass sie der französischen Sprache nicht wirklich mächtig

war.

Er hatte Glück, schon nach dem ersten Klingelzeichen nahm Véronique ab, und ihr fröhliches »Hallo!« machte, dass er sich sogleich unbeschwerter fühlte. Er bemerkte, dass er unwillkürlich lächelte.

»Salut Véronique, ich bin es, Julien. Schön, dass ich dich gleich erreiche!«

»Oh, hallo Julien! Mit dir hatte ich nicht gerechnet.«

»Wie soll ich das verstehen? Wartest du etwa auf den Anruf von einem Verehrer?«, scherzte Julien.

»Aber nein! Ich freue mich wirklich, dich zu hören.«

»Das weiß ich doch, ma chère«, erwiderte Julien lächelnd.

»Es ist nur so, dass es meiner besten Freundin Marie nicht gut geht, und ich warte auf einen Rückruf von ihr, aber sie kann mich zur Not auf dem iPhone erreichen.«

Plötzlich registrierte Julien, dass es sich bei Marie womöglich um die Tochter des kürzlich ermordeten Jean Chevalier handeln könnte. »Sag mal, redest du von Marie Chevalier?«

»Ja, wieso?« Véronique wusste, dass sich die beiden nie persönlich begegnet waren.

»Ich meine, dann ist es kein Wunder, dass es ihr nicht gut geht, wenn schon ich so sehr betroffen bin von diesem schrecklichen Verlust«, seufzte Julien.

»Ja, das ist wahr. Doch das ist mit Sicherheit nicht der Grund, weshalb du mich angerufen hast, richtig?«

»Richtig. Ich wollte dich einfach nur fragen, ob du Lust und Zeit hättest, mich auf einen Kaffee oder auf einen Tee zu treffen.«

»Sehr gerne, Julien. Heute?«

»Warum nicht!«

»Und wo?«

»Ich denke, es wäre schön, mal wieder im Café de Flore zu sitzen. Was meinst du?«

»Gute Idee. Heute Nachmittag um fünf? Wäre das okay

für dich?«

»Ja, prima! Dann sehen wir uns dort. Ich freue mich!«

»Ich mich auch. Bis nachher, Julien.«

Nachdem Julien aufgelegt hatte, führte er das Gespräch im Kopf weiter, erzählte Véronique, was er in Wahrheit nicht so leicht zugeben konnte: dass er bei den »Carmen«-Proben für die Salzburger Festspiele eine junge italienische Sängerin kennengelernt, sich mit ihr in eine leidenschaftliche Affäre gestürzt hatte und sie am liebsten gleich wieder losgeworden wäre. Und erst in diesem Gedankengespräch wurde ihm klar, dass es genauso war.

MARIE

PARIS, 28. AUGUST 2013

In einer Traube von Touristen bewegte sich Marie langsam hinein in diese Kirche, die ihr so viel bedeutete. Zielstrebig suchte sie sich einen Sitzplatz in der Mitte der Basilika, um einen freien Blick auf das große Christusmosaik in der Apsis zu haben. Sie atmete tief durch und wollte gerade auch innerlich ganz zur Ruhe kommen, da spürte sie, dass sie beobachtet wurde. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, hatte nicht auch so ihr Albtraum begonnen? Marie sah sich suchend um, und ihr Blick fiel auf einen jungen Mann am anderen Ende ihrer Bank. Sie schluckte, denn er schien ihr überirdisch schön. Für sie sah er mit dem schulterlangen blonden Haar aus wie der leibhaftige Erzengel Michael. Und so sehr sie versuchte, den Blick abzuwenden, wurde er doch wie magnetisch von ihm angezogen. Ist dies ein Mensch aus Fleisch und Blut? Oder sehe ich wahrhaftig einen Engel neben mir?, fragte sich Marie beklommen. Sie gab sich einen Ruck und betrachtete ihn genauer. Konnte das sein? Trug er Motorradkleidung?

Als hätte dieser Gedanke sie von dem Bann erlöst, ihn ständig anstarren zu müssen, wandte sie den Blick hoch zum Mosaik. Da war er, der Jesus, ihr Vertrauter aus Kindertagen. Damals hatte sie eine ganz besondere Liebe zum Sohn Gottes verspürt. Sie war sogar vollkommen davon überzeugt gewesen, ihn persönlich zu kennen. Vielleicht war es kein Zufall, dass sie an einem Karfreitag geboren war. Doch die Tage, da sie vor diesem Mosaik Zuflucht gesucht hatte, lagen lange zurück. Genauso lange wie die Qualen, die sie jeden Karfreitag gebeutelnt hatten,

als sie regelmäßig krank geworden war. Damals hatte sie im Fieber des Öfteren Visionen der Kreuzigungsszene gehabt, ganz so, als wäre sie selbst dabei gewesen. Und nur ihr Vater hatte es vermocht sie in diesen Momenten zu trösten und ihren Tränen Einhalt zu gebieten. Ach, sie hätte ihn nur zu gerne danach gefragt.

Marie hob ihre Augen auf zu dem Bild Jesu mit dem flammenden, dornenumkränzten Herzen und den weit ausgebreiteten Armen. Der Heiligenschein war durchwirkt von einem gleichschenkligen Kreuz, dessen unterer Teil von Jesu Haupt verdeckt war, was ihm jedoch eine ganz besondere Wirkung verlieh. Es war, als würde er aus dem Blau heraustreten, so perspektivisch, als könnte sie ihm persönlich begegnen. Natürlich hatte sie die Daten im Kopf, den Künstler Luc-Oliver Merson, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts in der Lage war, auf diesem riesigen Mosaik diesen 3-D-Effekt zu erzielen, diese starke, lebendige Präsenz.

Endlich gelang es Marie, in stiller Andacht zu versinken, die Gegenwart dieses engelsgleichen Mannes in Motorradkleidung zu verdrängen. Die Unruhe und die Fragen aber blieben präsent samt dem Rätsel um den Tod ihres Vaters und den Schlüssel.

Aus diesem Gefühl heraus - und weil sie sich an das Versprechen erinnerte, das sie Véronique gegeben hatte, es einmal damit zu versuchen - wandte sie sich direkt an den Jesus des Mosaiks und sprach wie im Gebet zu ihm. »Auch wenn ich viele Jahre lang nichts mehr von dir wissen wollte, lieber Jesus, bin ich mittlerweile so verzweifelt, dass ich dich um deine Hilfe bitten möchte. Wenn du wirklich existierst, weißt du, wie sehr mich meine Alpträume quälen, und ich habe Angst, den Verstand zu verlieren. Ich vermute, dass all dies mit dem goldenen Schlüssel zusammenhängt, den mir mein Vater nach seinem Tod vermacht hat. Ich bitte dich, hilf mir, das Geheimnis des goldenen Schlüssels zu lüften! Damit ich meinen inneren

Frieden wiederfinden kann.«

Flehend rang Marie die Hände und nahm nicht wahr, dass der blonde Mann sie nicht eine Sekunde aus den Augen ließ, die alles andere als tugendhaft über ihren Körper glitten.

Marie seufzte, und das Geräusch ließ sie zusammenfahren. Mit einem Mal wurde sie sich des unablässigen Touristenstroms gewahr, des Geraschels, Geraunes und Getrappels. Als sie die Bankreihe verließ, bemerkte sie erneut den engelsgleichen jungen Mann, der gleichzeitig mit ihr aufstand. So blieb er vor ihr auf dem Weg zum Ausgang, wo er sich, kaum hatten sie die Kirche verlassen, zu ihr umdrehte und fragte: »Hast du Lust, mit mir einen Kaffee zu trinken?«

Irgendwie kam ihr das ziemlich dreist vor, doch er sah so außergewöhnlich gut aus, dass sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte.

»Nun, was ist, ma belle?«, und sein charmantes Lächeln konnte sie fast körperlich spüren.

Da hörte sie sich mit seltsam belegter Stimme antworten: »Warum nicht? Wo wollen wir hingehen?«

»Wie schön! Ich bin übrigens Lucius. Und wie heißt du?«

»Ich heiße Marie. Nun, hast du eine Idee?«

»Lass uns ins Café des Deux Moulins gehen.«

»Gute Idee!«

»Bist du mutig?«

»Ich denke schon. Warum?«

»Traust du dich, Marie, dich hinter mich auf mein Motorrad zu setzen, ja?«

Sie musste unwillkürlich lachen, sie fuhr seit Jahren Motorrad. So sagte sie: »Seit wann braucht man dafür Mut? So wie ich das sehe, braucht man nur einen Helm. Hast du einen zweiten?«

Überrascht sagte er: »Ja, habe ich. Dann lass uns die Treppen runter und los.«

Marie wunderte sich über sich selbst, als sie

nebeneinander auf der Treppe waren. Da hatte sie sich richtig überrumpeln lassen. Er sah aber auch zu gut aus. Sonst hätte sie nie im Leben Ja gesagt. Aber die Neugier siegte über das leichte Unbehagen, und beherzt schwang sie sich hinter Lucius auf die diamantschwarze Ducati Diavel, die ihrer BMW-Roadster in nichts nachstand.

Ohne jegliche Vorwarnung preschte Lucius los, sodass Marie nichts anderes übrigblieb, als die Arme um seine Taille zu schlingen und sich mit ihm in die Kurven zu legen. Rasant steuerte er durch den engen Verkehr, nur haarscharf an Stoßstangen vorbei, und mehr als einmal spürte Marie, dass sie sich instinktiv an ihn presste, verwundert darüber, wie gut sich sein fester Körper anfühlte.

Als die beiden am Café des Deux Moulins von der schweren Maschine stiegen, spürte Marie, wie erhitzt sie war, und entledigte sich nur zu gerne ihres Helmes. Sie fanden draußen einen kleinen Tisch mit zwei freien Stühlen vor, ganz so, als wäre dieser extra für sie beide reserviert worden.

Marie fühlte sich nicht wirklich wohl in ihrer Haut, als sie sich mit Lucius an dem Tisch niederließ. Irgendwie verwirrte sie dieser Mann - und noch viel mehr ihre eigene Reaktion. Normalerweise wurde sie in der Nähe eines gutaussehenden Mannes nicht unsicher. Sie kannte diese Wirkung, schließlich übte sie selbst manchmal wohl eine ähnliche auf das männliche Geschlecht aus, was sie nur zu oft aus dem Gestotter der Männer und ihrem hilflosen Gefuchtel geschlossen hatte. Doch als sie hinter ihm auf dem Motorrad gesessen hatte, war ihr erst bewusst geworden, wie sehr männliche Nähe in ihrem Leben fehlte und wie groß ihre Sehnsucht nach Berührung war. Die Signale ihres Körpers waren unmissverständlich gewesen.

Nicht erst seit dem Tod ihres Vaters hatte sie sich nicht auf etwas einlassen mögen, auch davor war sie länger als Single durchs Leben gegangen. Da war niemand, der ihr

interessant genug erschienen wäre, um ihre Freiheit aufzugeben.

»Was ist nur mit mir los, dass ich mich auf einmal wie ein unreifer Teenager fühle?«, fragte sich Marie besorgt. »Ein paar Worte von Véronique fehlen mir, sie würde mir schon den Kopf geraderücken. Ich wollte mich doch heute mit ihr treffen!«

Marie war froh, als Lucius sie kurz verließ, um zur Toilette zu gehen. Sofort zückte sie ihr Handy. Höchste Zeit, der Freundin zu schreiben.

So schnell sie konnte, tippte Marie in ihr Smartphone:

Ma chère,
es ist was Komisches passiert!
Ich war in Sacré-Cœur, um zur Ruhe zu kommen, und
habe dort einen Mann getroffen, der aussieht wie der
leibhaftige Erzengel Michael ...
Überirdisch schön!
Nun sitze ich mit ihm im Café des Deux Moulins.
Können wir uns gegen 15:00 Uhr treffen?
Kommst du zu mir?
Wäre schön!
Bisous
Marie

Sie war gerade mit dem Schreiben fertig, als Lucius zurückkam, und brauchte die Nachricht nur noch abzusenden. Lucius schaute sie fragend an, und Marie antwortete lächelnd: »Ach, du kennst das doch! Frauentalk.«

»Verstehe.« Lucius grinste wie ein Lausbube.

Doch Marie bemerkte, dass sein Lächeln nur den Mund umspielte, die Augen jedoch nicht erreichte, und plötzlich war sie auf der Hut.

Wer war dieser Mann, und was wollte er von ihr?

Auf einen Schlag war sie hellwach.